

Glaube in der postmodernen Welt

Wozu brauchen Erwachsene Religion?

Vortrag am 15.3.2013, Backnang

Wozu brauchen Erwachsene Religion? Merkwürdig, dass das noch einmal eine Frage geworden ist. Denn die Moderne, als wir alle noch an den Fortschritt geglaubt haben, die Vernunft und die Wissenschaft, die hat ja gemeint: Der Glaube, das ist ein Überbleibsel aus der vormodernen Zeit. Das erledigt sich mit der Zeit von allein.

Die moderne Zeit und der Glaube

Philosophen, Psychologen und Ideologen hatten Gott ausgemustert. Die Aufklärung hat die Vernunft auf den Schild gehoben. Nur was mit der Vernunft erkennbar ist, ist wirklich und wahr. Und Gott ist jenseits aller Vernunft. Irgendwie klang das wie: Gott ist nicht mehr modern. Wer an Gott glaubt, kann nicht wirklich vernünftig sein. Aufklärung ist der Fortschritt. Und wer wollte nicht fortschrittlich sein. Also war Religion fortan höchsten noch eine besonderer Bereich im Gemüt, reine Privatsache, nur mehr fürs stille Kämmerlein geeignet, aber auch da bestenfalls für Alte, Frauen und Kinder und am besten man lässt sich nichts anmerken. Bis heute ist für viele ein Gespräch über den Glauben undenkbar, weil absolut peinlich. Beim Glauben will man nicht erwischt werden. Man könnte für vorgestrig gehalten werden, für unvernünftig. So geriet der Glauben mit der Zeit in Vergessenheit.

Stattdessen haben Menschen, haben wir Menschen, auch wir Christen immer mehr aufs Handeln gesetzt. Und irgendwie haben wir damit ja auch Paulus auf unserer Seite. Im Römerbrief redet der vom vernunftgemäßen Gottesdienst im Alltag der Welt (Rö 12, 1f) und Jesus hat von zwei Brüdern erzählt: der eine stimmt den Wünschen des Vaters zu, hat aber keine Lust, das dann auch in die Tat umzusetzen. Der zweite hat keine Lust und sagt erst einmal nein – und geht dann doch in den Weinberg und an die Arbeit (Mt 21,28ff). Und Jesus sagt: Der Vater ist Gott. Und der zweite, der hat den Willen seines Vaters erfüllt. Der hat es richtig gemacht. Allein darauf kommt es an, haben wir deshalb geglaubt und gesagt, dass wir christlich handeln – im Sinne des Christentums, so irgendwie und halbwegs jedenfalls – das ist dann glaubwürdig.

Der Glaube an Gott – das ist vor allem: Nächstenliebe. Das war der Glaube in der Moderne.

Lothar Zenetti hat das in einem Gedicht in den 70er Jahren so formuliert:

Die neue Hoffnung

Es ist nicht zu leugnen:
was viele Jahrhunderte galt,
schwindet dahin.

Der Glaube,
höre ich sagen, verdunstet.
Gewiss, die wohlverschlossene
Flasche könnte das Wasser
bewahren.

Anders die offene
Schale: sie bietet es an.

Zugegeben, nach einiger Zeit
findest du trocken die Schale,
das Wasser verschwand. Aber merke:
die Luft ist jetzt feucht.

Wenn der Glaube verdunstet,
sprechen alle bekümmert von
einem Verlust. Und wer von
uns wollte dem widersprechen?

Und doch: einige wagen
trotz allem zu hoffen. Sie sagen:
Spürt ihr's noch nicht?
Glaube liegt in der Luft!

Lothar Zenetti

Genauso, meine ich, haben wir jahrhundertlang vom christlichen Abendland gesprochen, haben uns gefreut, dass unser Glaube die Kultur, die Ethik, in manchem sogar die Politik beeinflusst hat, nicht, weil die Kirche so laut Einfluss gefordert hätte, sondern weil die Kulturschaffenden, die Denker, die Politiker ja als Christen erzogen waren. Wir waren und sind stolz darauf, zu Recht (obwohl wir ja auch wissen, wieviel Schaden der Glaube, die Kirche auch angerichtet hat).

Die Postmoderne

Aber inzwischen hat die Welt sich verändert. Die Moderne ist vorbei. Wir haben gemerkt, dass der Fortschritt und die Vernunft uns auch in Sackgassen führen können. Allein auf Fortschritt und Vernunft zu bauen scheint auch nicht der optimale Weg. Jetzt ist wieder alles offen. Wir leben, sagt man, in der Postmoderne, in der Nachmoderne.

3 wesentliche Entwicklungen möchte ich nennen, die die Vielfalt der Möglichkeiten eröffnet haben.

1. Globalisierung

Unsere Welt hat keine Grenzen mehr. Als die meisten Menschen noch ihr Leben lang in ihrem Dorf blieben oder höchstens ins Nachbardorf einheirateten, da war die Welt relativ übersichtlich. Da hielt man sich an das, was üblich war und wie die anderen auch lebten und wie sie dachten und glaubten. Und alles hängt mit allem zusammen. Unser Wohlstand hängt auch ab von den billigen Arbeitskräften irgendwo in Malaysia oder Mexiko. Und der Verlust von Arbeitsplätzen hier bei uns bringt denen dort Arbeit, teilweise unter katastrophalen Bedingungen. Die Zusammenhänge sind kompliziert. Aber auch hier gilt: Die Starken haben es gut. Die Schwachen müssen sehen, wo sie bleiben. So ist die Welt.

2. Pluralisierung

Wir haben unendlich viele Möglichkeiten kennen gelernt. Und es gibt keine verbindlichen Vorlagen mehr für das, was ich werden könnte. Alles ist möglich. Wie soll ich das entscheiden? Was ist denn gut für mich? Wie wird mein Leben sinnvoll und so, dass ich zufrieden damit sein kann? Es gibt nicht mehr nur das, was meine Eltern gemacht haben oder was die anderen um mich herum tun. Es gibt unendlich viele Lebensentwürfe, Weltanschauungen, Glaubensrichtungen, Lebensweisen. Man muss nicht zur Kirche gehören, man muss überhaupt nicht religiös sein. Man kann sich seine Weltanschauung selbst zusammen basteln auf dem Markt der Angebote, werfen Sie bloß mal einen Blick in die Buchhandlungen, da sehen sie, wie viele Angebote es gibt. Die Vielfalt der Möglichkeiten macht einen unsicher. Da werden die einen zu Fundamentalisten. Lassen nur das eine gelten, was ihnen richtig scheint. Andere suchen nach Orientierung, nach Vorbildern und wagen nicht, sich zu entscheiden und oft ist es Zufall, was am Ende herauskommt.

3. Individualisierung

Jeder einzelne kann heute selbst bestimmen, wo und wie er leben will. Es gibt keine Vorgaben, wie es sie früher gegeben hat. Es heißt nicht mehr „Schuster bleib bei deinem Leisten“ Der Sohn muss nicht den Beruf des Vaters ergreifen. Frauen müssen nicht Mütter werden und sich um den Haushalt kümmern. Man muss überhaupt nicht heiraten. Kinder kriegen auch nicht. Jeder und jede kann selbst entscheiden, wie sie leben möchte. Ich muss mir mein Leben selbst aufbauen. Das ist meine individuelle Freiheit. Aber eben auch meine Verantwortung. Ich bin verantwortlich dafür, dass etwas und was aus mir wird. Das setzt mich unter Druck. Ich muss was leisten, damit was aus mir wird. Ich will mindestens genauso gut sein, wie die anderen. Am liebsten besser. Wer stark ist und leistungsfähig, der hats gut, der kommt hoch hinaus. Wer möglichst viel verdient, der ist ein gemachter Mann oder eine gemachte Frau. Und die das nicht schaffen: Die fühlen sich als Versager. Aus denen wird nichts – sagt man.

Globalisierung, Pluralisierung, Individualisierung. Das ist die neue, die postmoderne Welt. Beinahe alles ist denkbar und möglich. Unser Christenglaube ist gewissermaßen eine Mög-

lichkeit unter vielen geworden. Und wir beobachten, jedenfalls hier in Deutschland, wie er an Lebenskraft verliert. Die Luft, die so lange feucht war und lebendig von dem verdunsteten Wasser des Glaubens – sie ist immer trockener geworden, weil aus der Schale nichts nach kam. Besonders deutlich ist das im Osten unseres Landes: 12 Jahre Nazi-Herrschaft, 40 Jahre DDR – es gibt Menschen, denen ist der Glaube fremd in der dritten Generation. Der Glaube ist verdunstet – und mit ihm die Liebe und die Hoffnung. Was geblieben ist, ist für viele eine große Leere, die wir mit gutem Leben zu füllen versuchen. Aber viele fühlen sich wie einstmals Tantalus, der in der Unterwelt Essen und Trinken in Fülle um sich herum hatte – und wenn er zugreifen wollte, dann war es auf einmal nichts und er blieb hungrig und durstig.

Die alles haben, merken: „der Mensch lebt nicht vom Brot allein – man stirbt auch am Brot allein.“ Wir beklagen, dass die Liebe vertrocknet, dass jeder versucht, seine Schäfchen ins Trockene zu bringen, dass die Welt kälter wird, und die Menschen vielleicht reich – aber doch auch irgendwie armselig. Was fehlt, ist die Freude am Leben. Der Einsatz für das Leben, der Enthusiasmus (Enthusiasmus kommt von en theos – in Gott sein), es fehlt die Begeisterung (es fehlt der Geist, der uns belebt und uns Mut macht) es fehlt die Hoffnung, die Perspektive. Wir begnügen uns mit den kurzzeitigen Glücksversprechen, denen jagen wir hinterher, weil wir die Hoffnung auf die Welt, wie Gott sie gemacht hat und haben will und wie sie sein kann aus dem Blick verloren haben.

Wozu brauchen Erwachsene Religion?

Der Glaube ist verdunstet – die Schale ist leer. Und manche sagen: Wir müssen die Quelle wieder finden, um die Schale zu füllen – damit sie überfließen kann und das Land befeuchten und die Luft, damit Leben wachsen kann. Bei dir ist die Quelle des Lebens (Ps 36,10) bekennen Christen und Juden gleichermaßen von Gott. Und deshalb behaupte ich: Wir brauchen den Glauben an Gott – gerade wir Erwachsenen.

Wozu brauchen wir Erwachsenen Religion? Wozu brauche ich Religion?

1. Ich brauche Religion, damit ich etwas habe, was mich hält

Ich brauche Religion, weil ich Halt brauche. Religion, religio ist lateinisch und heißt: Rückbindung. Gehen Sie mal diesem Wort nach! Ich habe etwas, woran ich mich gebunden habe, dem ich mich verbunden fühle. Etwas, das mich hält, mir Halt gibt. Etwas, worauf ich mich zurück beziehen kann, wenn ich den Boden unter den Füßen verliere. Dann ist es gut, wenn ich da eine Bindung habe, etwas, das mich hält. Martin Luther hat erzählt: Immer, wenn er unsicher und ängstlich wurde in den Anfeindungen und Auseinandersetzungen der beginnenden Reformation – dann hat er sich selber gesagt: „Ich bin getauft!“ Das habe ihm Ruhe und Kraft und Halt gegeben.

Religion: Gott hat mir seine Nähe versprochen. Gott hat versprochen: Du bist mein Kind. Gott hat sich mir verbunden! Das ist das erste – nicht, das ich mich für eine Religion entscheide oder dafür, nicht religiös zu sein. Wir Christen glauben: Gott hat alle Menschen zu

seinem Bild und zu seinem Partner geschaffen – ob wir Menschen das glauben oder nicht. Und er will, das wir gut leben. Gott hält die ganze Welt in seiner Hand, die Sonne und den Mond, den Vater und die Mutter, mich und dich – singen die Kinder. Gott hält auch mich in seiner Hand. Das ist meine „Religio“. Das ist das, was mich hält. Gott ist es, der mich hält. Und den muss ich nicht als erstes suchen. Ich muss mir meine Religion, meinen Glauben nicht suchen. Gott hat mich schon gefunden – Gott sei Dank.

Darauf kann ich mich verlassen. Spüren Sie auch diesem Wort einmal nach. Ich kann mich ver-lassen! Ich kann meine Sorgen und die Anstrengung, es ganz allein schaffen zu müssen ver-lassen. Ich kann mich auf ihn verlassen. Er wird mich halten. Nicht, dass er mir alles erspart. Aber: er hilft, dass ich es tragen kann. Das ist meine Religion. Das ist das, was mich hält. Das ist mein Glaube.

Einer, der aus diesem Glauben gelebt hat, der erlebt hat, wie Gott ihn hält, war Dietrich Bonhoeffer. Der hat 1944 im Gefängnis geschrieben: „Ich glaube, dass Gott aus allem, auch aus dem Bösesten, Gutes entstehen lassen kann und will. Dafür braucht er Menschen, die sich alle Dinge zum Besten dienen lassen. Ich glaube, dass Gott in jeder Notlage soviel Widerstandskraft geben will. Wie wir brauchen. Aber er gibt sie nicht im voraus, damit wir uns nicht auf uns selbst, sondern allein auf ihn verlassen. In solchem Glauben müsste alle Angst vor der Zukunft überwunden sein.“

Ich glaube, hier zeigt sich auch, dass Glauben nicht heißt: bedenkenlos und Wort für Wort alles glauben, was in der Bibel steht – vom ersten bis zum letzten Blatt - oder im Glaubensbekenntnis. So wie die Konfirmanden manchmal ein bisschen fassungslos fragen: „Muss man das wirklich alles glauben, wenn man ein Christ sein will?“ – und dann reden sie von der Jungfrauengeburt, von allerlei Wundergeschichten und von der Erschaffung der Welt in 7 Tagen. Jesus hat anders erklärt, was Glauben heißt: Er hat einmal zu einer kanaanäischen Frau gesagt: „Dein Glaube ist groß!“ Aber hatte sie ihm etwa das Glaubensbekenntnis vorgesprochen, um zu beweisen, wie groß ihr Glaube ist? Hat sie nicht. Wahrscheinlich hatte sie sowieso einen ganz anderen Glauben. Die Frau damals hat um Hilfe für ihre kranke Tochter gebeten – obwohl ihr wahrscheinlich schon viele gesagt hatten: das hat keinen Sinn. Da ist nichts zu machen.

Die Frau, die damals zu Jesus kam um für ihre Tochter zu bitten, die war anders. Diesem Jesus, oder besser gesagt, dem Gott, für den er redete und handelte, hat sie zugetraut, dass er ihr helfen kann. Das war ihr Glaube. Eigentlich sollte man da wohl besser von Zutrauen, vielleicht auch von Vertrauen sprechen.

Vertrauen ist wichtig. Darauf vertrauen, dass für Gott mehr und anderes möglich ist als das, was ich mir vorstellen kann. Ohne solches Vertrauen geht nichts. Gleich im Anschluss an diese Geschichte von der Frau mit dem großen Vertrauen erzählt das Markusevangelium, wie es in Nazareth gegangen ist. Da passierte so gut wie nichts, denn da hatten sie kein Vertrauen. Da trauten sie Jesus nichts zu. Was sollte der Zimmermannssohn schon ausrichten,

was sie nicht auch selber konnten? Vertrauen ist für Jesus ein Offensein für die Möglichkeiten, die Gott setzt und ein Mit-Gott-Rechnen, das sich nicht mit dem Gegebenen und Gewordenen zufrieden gibt.

Darauf vertrauen, dass für Gott mehr und anderes möglich ist, als ich mir vorstellen kann: das ist oft gemeint, wenn in der Bibel „Glaube“ gesagt wird. Dieses Vertrauen – das war der Glaube jener Frau, die bei Jesus Hilfe gesucht hat. Auf Gott zu vertrauen: das hilft. Darauf vertrauen, dass er mich nicht im Stich lässt. Nicht wenn es schlimm kommt im Leben. Nicht, wenn das Leben zu Ende geht. Aus solchem Vertrauen kann ich leben: getrost und ruhig. Und tun, was ich kann, damit auch andere so vertrauensvoll leben können. Tun, was ich kann, damit auch andere glauben können, dass Gott es gut mit ihnen meint.

2. Ich brauche den christlichen Glauben, damit ich Orientierung habe

Im Gefolge der Reformation haben besonders wir Evangelischen das Gewissen als oberste Instanz unseres Redens und Handelns wieder entdeckt. Keine Autorität kann mir das Denken abnehmen oder die Entscheidungen über mein Tun und Verhalten. In meinem Gewissen muss ich selbst verantworten, was ich tue und wie ich mich verhalte. Für Luther war damals klar, dass sich der Einzelne im Gewissen *vor Gott* verantworten muss. In der Aufklärung ist aber mehr und mehr die *Vernunft an die Stelle Gottes* getreten. Menschliches Handeln muss vernunftgemäß sein, Kants kategorischer Imperativ: „Handle stets so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“¹ wurde zum Grundgesetz und obersten Gebot auch für viele aufgeklärte Christen.

Inzwischen haben wir aber gelernt, dass längst nicht alles, was vernünftig scheint auch menschlich ist. So könnte es für eine Gesellschaft ja durchaus vernünftig sein, behinderte Kinder abzutreiben und ältere Kranke nicht mehr zu behandeln. Aber ist das menschlich und also wünschenswert? Ist das moralisch vertretbar? Für diese Frage braucht es dann schon wieder einen Maßstab, der über der Vernunft steht.

Und das Gewissen? „Das muss jeder mit seinem Gewissen ausmachen!“ das ist auch so ein Grundsatz westlicher Gesellschaften. Aber vor lauter Gewissensentscheidungen kann man dann eigentlich nur noch die wechselseitige Toleranz als ethisches Gemeinschaftsprinzip akzeptieren. Und um zu Vereinbarungen und Entscheidungen zu kommen gilt das Mehrheitsprinzip. Aber kann das sein. Eine Entscheidung ist nicht bloß deshalb richtig, weil die Mehrheit dafür ist! Fulbert Steffensky bringt es auf den Punkt: „Der Mensch ist nicht nur verantwortlich vor seinem Gewissen. Er ist auch verantwortlich für sein Gewissen... Die Idee der Gerechtigkeit und das Gewissen sind nicht selbstverständlich, sie gehören nicht einfach zu unserer Natur, sondern wir müssen sie lernen.“² Ich brauche Orientierung außerhalb meiner selbst, damit ich nicht auf das hereinfalle, was man mir als vernünftig vorstellt nur, weil es

¹ Immanuel Kant, § 7 *GRUNDGESETZ DER REINEN PRAKTISCHEN VERNUNFT* IN DER KDPV, S. 36

² Fulbert Steffensky, *Das Haus, das die Träume verwaltet*, Würzburg 1998, S. 18f

nützlich ist. Wir brauchen Orientierung, damit am Ende nicht bloß Mehrheiten darüber entscheiden, was gut und was böse ist.

Wir brauchen Religion, eine Rückbindung an Gott, der uns sagt und zeigt, was gut ist. Wenn er uns Hinweise gibt, Orientierung, wie das Leben gut werden kann – dann ist das in unserem Interesse. Denn Gottes Interesse ist, dass seine Schöpfung sehr gut bleiben kann, so wie er sie gemacht hat. Dass Menschen gut leben können. Alle Menschen, die ja alle seine Geschöpfe sind. Dafür ist bei ihm Orientierung zu finden. Ich zitiere noch einmal Fulbert Steffensky: „Eine der politisch-spirituellen Grundaufgaben der Kirche ist die Überlieferung der Geschichten und Bilder von der Würde des Menschen. Dass das Leben kostbar ist, dass Gott es liebt... das sagt, singt und spielt uns die christlich-jüdische Tradition. Das Evangelium baut unsere Träume von der Gerechtigkeit, es baut unser Gewissen...“³

In vielen Bereichen wird darüber geklagt, dass unserer Gesellschaft die Werte, die Orientierungsmaßstäbe verloren gehen. Ich glaube, wir sollten es nicht den Aposteln der Vernunft und auch nicht staatlichen Stellen und schon gar nicht dem privaten Gewissen jedes einzelnen überlassen, welche Werte denn unter uns gelten. Ich denke, hier haben wir Christen die Aufgabe, unsererseits nachzufragen: Welches sind denn die Werte, von denen Gott sagt: so wird das Leben gut? Und wie können wir heute unser Miteinander gestalten, damit es gut wird und gut bleibt? Dies nicht vorzuschreiben, aber in den öffentlichen Diskurs einzubringen und dafür mit Argumenten und Gründen zu werden – das scheint mir heute in der Postmoderne noch wichtiger als zu den Zeiten der moderne, als der Glaube immerhin noch in der Luft lag.

Die Geschichte hat, glaube ich, gezeigt: Es ist gut und wichtig, wenn Menschen nachfragen, ob denn das, was Ihnen die Führer des Staates oder die Meinungsmacher im Lande sagen, auch wirklich gut ist. Ob es auch wirklich dem Leben dient – oder ob da die Mächtigen oder die Vertreter der Mehrheit eigentlich bloß ihre Interessen durchsetzen wollen. Damit nicht irgendwann Richtlinien für gutes Leben gelten, die vor allem z.B. den Krankenkassen dienen oder den Aktionären: also z.B. „Gut ist, was Kosten spart.“ Damit nicht irgendwann wieder gilt: „Deutschland über alles...“ oder schlicht: „Gut ist, was Erfolg bringt und den Gewinn steigert“

Wir haben uns angewöhnt, von Religion zu reden und dabei etwas innerliches, geistiges, meinetwegen auch geistliches zu meinen. Religion ist gut für die besonders feierlichen Stunden und für die private Andacht. Aber für den Alltag nicht geeignet. Wir Christen allerdings können und sollen auch hierin anders denken, gerade wir evangelischen Christen: Unsere Religion gründet sich auf das Wort Gottes, sagen wir. Und von diesem Wort heißt es: „Es wurde Fleisch und wohnte unter uns.“ (Joh 1, 14). Wir Christen denken da an Jesus. In ihm ist Gottes Wort ganz konkret geworden. Und weil sie dieses Wort erleben, erfahren, erken-

³ Steffensky, a.a.O.

nen, werden Christinnen und Christen immer wieder in Jesu Namen aufstehen gegen Demütigung, Zerstörung und Worte, die Menschen klein machen und demütigen.

Es ist wahr – die Bibel gibt weder Rezepte dazu noch politische Programme. Sie hat keine fertigen Antworten. Aber sie stellt Fragen – an die Politiker und die Politikerinnen, an die Verantwortlichen in Wirtschaft und Gesellschaft und an mich, die Wählerin. Die Fragen machen mir klar, dass vieles in unserem Land in die verkehrte Richtung geht und ich überlege: „In welcher Welt will ich eigentlich leben?“ Um solche Fragen zu stellen, an mich selbst und mein Verhalten und Tun, aber auch an die, die in unserem Land und in dieser Welt das Sagen haben – dazu brauche ich Religion.

3. Ich brauche den Glauben, weil er mir Freiheit ermöglicht

Nun könnte man meinen, die Religion, der Glauben sei vor allem dazu da, Menschen einzuschränken und zu bevormunden: tu dies, tu jenes nicht. Du sollst, du sollst nicht. Kein Wunder, dass manchen Menschen der Glaube eng und bedrückend vorkommt. Ein Katalog von Anweisungen.

Ich behaupte, das Gegenteil ist der Fall. Glaube, jedenfalls der Glaube an den Gott Jesu Christi, macht frei. Freiheit ist ein christlicher Wert. „Wenn ihr an meinem Wort bleibt, dann ... werdet ihr die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen!“ (Joh 8, 36) Das hat Jesus gesagt. Dass Menschen frei sein können, das war ihm etwas wert.

Diese Freiheit kann man erahnen, wenn Petrus den Menschen, die ihn wegen seiner Zugehörigkeit zur Jesusgruppe verklagen wollen antwortet: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen!“ (Apg 5, 29) Wer an Gott glaubt, heißt das, der braucht keine andere absolute Macht anerkennen. Wer sich an dem orientiert, was Gott geraten hat, damit die Welt in Ordnung kommt, der hat einen Maßstab für sein Gewissen. Der muss sich nicht von Machthabern und Führern sagen lassen, was gut und richtig ist. Der kann mit anderen nach dem richtigen Weg suchen und verabreden, wie das Zusammenleben organisiert wird.

4. Ich brauche Religion, weil ich Hoffnung brauche

Christen wissen: ohne Hoffnung kann man nicht leben. Wo der Apostel Paulus schreibt, was wirklich wichtig ist, da nennt er neben dem Glauben selbst die Liebe und: die Hoffnung. Hoffnung ist wichtig, wer keine Hoffnung hat, der hat auch kein Ziel, für das er sich anstrengen sollte.

Die christliche Hoffnung reicht für Christen über diese Welt und über das eigene Leben hinaus. Das Leben mit Gott ist mehr. Aber Leben wie Gott es will ist eben auch dies: mein eigenes Leben mitten in dieser Welt. Und auch dafür gibt es Hoffnung. Da sollen Menschen es gut haben. Alle Menschen. Jesus hat erzählt und gezeigt, dass das möglich ist. Dass Menschen wieder auf die Beine kommen, die nichts mehr erwartet haben. Dass alle satt werden.

Dass man neu anfangen kann, auch wenn man schon meinte, am Ende zu sein. Das ist möglich, wenn Menschen sich verhalten, wie er es gesagt und gezeigt hat. Wenn Menschen füreinander eintreten, wenn die Starken sich für die Schwachen engagieren, wenn Menschen bereit sind abzugeben, damit es für alle reicht: dann können alle es gut haben. Dann haben alle ihr Auskommen. Es gibt Hoffnung.

Ich glaube, Hoffnung ist das, was wir alle, was vor allem die jungen Leute heute brauchen. Hoffnung, die ich dann auch an diese jungen Leute, an meine Kinder und deren Freunde weiter geben kann. Und wie macht man einem Menschen Hoffnung?

Hoffnung wächst da, wo Menschen Bilder vor Augen haben: Bilder von einem Leben, das gut ist und Aussichten bietet. Deshalb muss Bildung, glaube ich, auch heißen, Bilder der Hoffnung zu vermitteln. Bildung ist nämlich mehr als Rechtschreibung, Mathematik und IT-Kenntnisse. Das ist wichtig, keine Frage. Viele junge Leute kriegen keinen Ausbildungsplatz, weil sie einfache Gebrauchsanweisungen nicht lesen können oder die Materialkosten nicht berechnen. Das ist schlimm, da muss etwas getan werden, damit sie die Chance haben, das zu lernen. Aber Bildung ist aber mehr.

Das Wort Bildung geht auf Meister Eckhart zurück, einen frommen Christen aus dem Mittelalter. Für den hieß Bildung: Der Seele Bilder einprägen. Einen Menschen dadurch bilden, dass ich ihm ein Bild gebe. Ein Bild von sich: ich bin nicht bloß einer aus der Unterschicht, der nichts zu erwarten hat. Ich bin auch nicht bloß einer von denen da oben, die sich alles leisten können. Ich bin mehr. Ich bin ein Bild Gottes. Ich habe Begabungen und Aufgaben. Ich bin dazu da, in dieser Welt mitzuarbeiten, damit alle gut leben können.

Der Seele Bilder einprägen: ein Bild auch von der Welt, die so ist, wie Gott sie gemeint hat. Wo man etwas gilt, auch wenn man nicht den größtmöglichen Gewinn macht. Wo man Arbeitsplätze schaffen und erhalten kann, wenn man in Menschen investiert statt in Maschinen. Wo die Wohlhabenden bereit sind, mehr Lasten zu tragen als die in prekärer Situation – auch finanziell. Wo das geschieht, wächst Hoffnung. Da wächst in den Menschen das Gefühl: es lohnt sich, wenn ich mich anstrenge. Es gibt Hoffnung, weil alle etwas tun, damit es auch mir besser geht.

Solche Bildung übrigens: solche Bilder der Hoffnung brauchen vor allem auch die Macher und die Entscheider, die da oben und die, die viel haben. Auch bei denen geht es um Bildung: dass sie ein Bild vor Augen haben von einer Welt, in der es nicht um Wachstum und Gewinne für wenige geht, sondern darum, dass wir alle gut leben können.

Solche Bilder, die wir brauchen, damit wir Hoffnung haben können: solche Bilder hat die christliche Überlieferung, hat die Bibel hat unsere Religion. Dafür brauchen wir sie – auch heute noch, in der Zeit der Postmoderne.